



Petri, Horst

Eltern und Kinder zwischen Bindung und Freiheit

PÄD-Forum: unterrichten erziehen 37/28 (2009) 4, S. 174-178



Quellenangabe/ Reference:

Petri, Horst: Eltern und Kinder zwischen Bindung und Freiheit - In: PÄD-Forum: unterrichten erziehen 37/28 (2009) 4, S. 174-178 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-31958 - DOI: 10.25656/01:3195

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-31958 https://doi.org/10.25656/01:3195

in Kooperation mit / in cooperation with:



http://www.paedagogik.de

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Ürheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder

anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact: Digitalisiert

pedocs

DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation Informationszentrum (IZ) Bildung E-Mail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de



PAD Forum

Themen:

4/2009

- Privat contraöffentlich einSchulkonflikt
- Eltern zwischen Bindung und Freiheit
- Kindeswohl und Kindeswille
- Zuguterletzt +Zuallerguterletzt



Zur Ansicht

Schüler heute

Der wahre Schüler heute ist die Ware Schüler.

Selektiert.

Normiert.

Benotet,

Registriert,

Angeschmiert!

Zahlen! Messzahlen! Ratings! Budjetierung!

Der wahre Schüler heute ist die Ware Schüler.

Schule in Bayern heute

Misstrauenskultur, Selektionskultur, Benotungskultur, Verrechtlichungskultur!

Die Schule heute ist der psychosoziale Angriff auf die Gesundheit der Kinder und auf die Familien!

Nur Kinderlose entgehen dem Terror!

Doch in der Kultur sind wir stur.

Schule in der Öffentlichkeit

Die Süddeutsche Zeitung sieht sie als sadomasochistische Einrichtung, die Nürnberger Nachrichten finden sie schlimm.

Kirchen organisieren Gesprächs- und Diskussionsgottesdienste, die Kultusministerien belassen es dabei!!!

Zur Meinungsbildung fordert wieder heraus: Klaus Vogel Seminarleiter und "pädagogischer Wanderprediger"

Inhaltsverzeichnis

Das Thema: Privat contra öffentlich – ein Schulkonflikt

Moderation: Max Liedtke

Einleitung zum Themenschwerpunkt Von Max Liedtke	147
Private Schule, öffentliche Schule: Wer kann besser fördern? Von Max Liedtke	148
Privatschulen: Geschichte und Gegenwart Von Helmwart Hierdeis	154
Privatschule – Delikatesse statt Eintopf? Von Oskar Seitz	158
Privatschulen in Entwicklungsländer Von Annette Scheunpflug	163
Gründe für bildenden Unterricht außerhalb von Schule Von Ralph Fischer / Volker Ladenthin	165
Kritische Anmerkungen zu Privatschulen Von Manfred Schreiner	168
"Und sie bewegt sich doch!" Von Gerhard Koller	169

ESSAYS, BERICHTE etc. pp.

Eltern und Kinder zwischen Bindung und Freiheit Von Horst Petri	174
Kindeswohl und Kindeswille Von Lothar Albert	179
Pädagogische Zielvereinbarungen zwischen "Wohl und Wollen" Von Bernd Benikowski / Christiane Griese	182

Magazin:	
Zur Ansicht	146
MOMENT MAL	173
Service-Nachrichten	186
Service-Termine	187
Service-Bücher	188
Zuguterletzt	190
Zuallerguterletzt	191
Impressum	191

Titelfoto: © Jim Mills - fotolia.com

Besuchen Sie uns auch im Internet unter www.paedagogik.de

Horst Petri · Berlin

Eltern und Kinder zwischen Bindung und Freiheit

Einleitung

Den Anstoß zum vorliegenden Thema gab eine 32-jährige Patientin, die wegen Depressionen, magersuchtsähnlichen Essstörungen und diversen Ängsten bei mir in Behandlung war. Äußerlich führte sie ein stabiles Leben mit einem langjährigen Partner, einem befriedigenden Beruf und einem breiten Freundeskreis, und war durchaus in der Lage, selbstständige Entscheidungen in ihrem Leben zu treffen; und doch war sie todunglücklich. In der ersten Phase der Therapie wurde sie nicht müde, ihre Eltern wegen aller möglichen Versäumnisse in der Kindheit anzuklagen und machte ihnen in Telefonaten und e-mails die scheinbar unsinnigsten Vorwürfe. Trotz des gestörten Verhältnisses nahm sie regelmäßig zahllose Vergünstigungen einschließlich nicht unerheblicher finanzieller Unterstützungen von ihnen an.



© Marem - Fotolia.com

Eines Tages, nachdem ihre Abhängigkeit ausreichend durchgearbeitet war, schrie sie in einer Stunde unter Tränen verzweifelt heraus: "Ich will endlich frei sein!" Dieser Ausbruch alarmierte mich. Freisein, Freiheit, was bedeuten die Begriffe im Kontext kindlichen Wachstums? Ich rekapitulierte die wichtigsten Befunde der in den letzten Jahrzehnten verstärkt diskutierten Bindungsforschung und der modernen Entwicklungspsychologie im Rahmen der Säuglings- und Kleinkindforschung. Dabei bestätigte sich meine Vermutung, dass in ihnen der Begriff Freiheit nicht auftaucht. (Der Beitrag der Psychoanalyse zum Freiheitsbegriff soll an späterer Stelle thematisiert werden.) An seiner Stelle steht die Autonomie. Aber ist Freiheit und Autonomie das Gleiche?

Der sowohl populär wie fachlich inflationär gebrauchte Autonomiebegriff bezeichnet im Allgemeinen Selbstständigkeit, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. In Fachkreisen wird er in den letzten Jahren kontrovers diskutiert, weil offen ist, ob er, wie bei meiner Patientin, nur eine äußere, zum Beispiel durch Kompensationsmechanismen erreichte Befähigung oder eine innere stabile Stuktur bezeichnet; aber vor allem, weil er ungeklärt lässt, durch welche inneren dynamischen Prozesse sich Autonomie entwickelt. Die geläufige Erklärung lautet bisher: Autonomie entsteht quasi selbststän-

dig durch "sichere", zuverlässige und unterstützende Bindungen und Förderung in der Kindheit. So schreiben K. und K. E. Grossmann in ihrem zur Standardliteratur der Bindungsforschung gehörenden Buch "Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit": "Die feinfühlige Bindungsperson nimmt dem Kind auch nichts ab, was es selbst tun könnte und meist auch möchte. Sie macht Angebote, aber sie tut wenig, wonach es nicht verlangt. Dadurch wird die kindliche Autonomie geachtet und ihre Entwicklung gefördert". (Grossmann, 2004, S. 121)

Diese in dem Werk fast einzige Bemerkung zur Autonomie beschreibt einen Automatismus, der das im psychoanalytischen Sinne Essentielle, nämlich den Konflikt zwischen Bindung und Freiheit ausklammert. Dagegen, so die nachfolgend zu begründende These, entsteht Autonomie auf der Basis einer "sicheren" Bindung nur über den Weg und die Vermittlung der Freiheit, also in dem lebenslang konflikthaften Wechselspiel von Bindung und Freiheit.

Zur einleitenden Illustration wähle ich ein mich persönlich beeindruckendes Erlebnis, das die Anfänge dieses menschlichen Urkonflikts lebendig veranschaulicht.

Maya ist neun Monate alt. Sie sitzt unbeweglich auf dem Boden und schaut lange und unverwandt die Fremden um sich herum an. Keine Spur von Angst. Ihre Neugierde drückt sie nur durch den Blick aus. Dann wendet sie sich ihrer Mutter zu. Sie nimmt das Baby auf den Schoß und gibt ihm die Flasche. Eng an ihren Körper geschmiegt trinkt Maya einige Schlucke, befreit sich aber schon wieder aus der Umarmung, rutscht auf den Boden und krabbelt scheinbar ziellos im Zimmer herum. Der Vater sitzt einige Meter entfernt auf dem Sofa. Maya macht eine Kurve, tapst auf allen Vieren auf ihn zu und zieht sich an seinen Beinen hoch. Er hebt sie auf die Kniee, knuddelt sie und wirbelt sie durch die Luft. Maya jauchzt. Aber sie ist nicht lange zu halten. Wieder rutscht sie auf den Teppich, krabbelt herum, schaut aufmerksam die Umstehenden an. Die Mutter beugt sich zu ihr hinunter, befreit sie von ihren nassen Windeln, zieht sie neu an. Plötzlich weint Maya, schüttelt heftig mit dem Kopf und versucht mit aller Kraft, sich aus den Armen der Mutter zu befreien.

Lebendiger hätte das Kind den Grundkonflikt zwischen Bindung und Freiheit nicht ausdrücken können, der die Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern begründet. Anschaulicher konnten aber auch die Eltern nicht verdeutlichen, wie elementar sie in diesen Konflikt eingebunden sind. Daraus erwächst für alle das unausweichliche Abenteuer der Eltern-Kind-Beziehung. Sie bildet die Hauptachse der menschlichen Existenz.

Die Bindung

Wie entsteht das Wunder der Bindung? Erste Bindungsstrukturen zwischen Mutter und Kind bilden sich bereits während der Schwangerschaft. Sie lassen sich konkret nachweisen, indem man die psychische Befindlichkeit der Mutter in diesem Zeitraum, z.B. ihre Ausgeglichenheit und Freude oder den Grad ihrer Belastungen und Ängste mit dem Herzrythmus, den Körperbewegungen und der Höhe der produzierten Stresshormone beim Fötus vergleicht. Dabei ergibt sich ein enger psychosomatischer Zusammenhang zwischen mütter-

lichen und kindlichen Reaktionen, eine psychosomatische Einheit, die auf die Ursprünge der Bindung verweist.

Ein zweiter Bindungsfaden wird durch die Geburt geknüpft. Der dabei gemeinsam erlittene Schmerz verbindet Mutter und Kind in einer Intensität, in der für *Dorothee Sölle* eine lebensbejahende Schöpfungskraft wirkt: "Der Schmerz der Frauen bei der Geburt ist Schmerz zum Leben." (Sölle, 1981, 1–22) In dieser Erfahrung gründet der Schöpfungsmythos, den jede Mutter in der Gewißheit ihrer lebensspendenden Fähigkeiten in sich trägt. Er dürfte auf einer archaischen Erlebnisebene an der Tiefe und Unauflösbarkeit der Mutter-Kind-Bindung einen wesentlichen Anteil haben.

Nach der Geburt beginnt der eigentliche Bindungsprozess, der nach Auffassung der Bindungs- und menschlichen Verhaltensforschung zunächst auf erb-biologisch angeborenen Verhaltensprogrammen beruht (Grossmann und Grossmann, 2004, Eibl-Eibesfeldt 1999). Das faszinierende Naturereignis besteht darin, dass nicht die Mutter ein primäres Bindungsverhalten entwickelt, sondern dieses erst durch die bindungssuchenden "Triebreaktionen", wie sie der Begründer der Bindungstheorie John Bolwby (1959) genannt hat, des Neugeborenen aktiviert wird. Dieses bringt durch hauptsächlich fünf Verhaltensmuster, und zwar das Saugen, das Anklammern, das Folgen, das Schreien und das Lächeln die Interaktion mit der Mutter erst in Gang. Sie kann nun gar nicht mehr anders, und darin besteht das Wunder, als ihren Sprössling zu füttern, trockenzulegen, zu streicheln, zu wiegen, zurückzulächeln und in einer seiner Tonlage angepassten leisen Weise mit ihm zu sprechen. Die "Feinfühligkeit" (Ainsworth, 2003) und Empathie, mit denen sie auf die wechselnden Bedürfnisspannungen des Säuglings reagiert, garantieren ihm unter normalen Bedingungen das, was er am dringensten braucht: neben Sättigung und Schlaf sucht es zu seinem Überleben Schutz, Sicherheit und Schmerzfreiheit.

Das angeborene Bindungsrepertoire von Mutter und Kind wird im Laufe der folgenden Entwicklungsphasen von beiden Seiten durch psychologische Bindungskräfte und soziale Rollen weiter gefestigt, ausdifferenziert und weiterentwickelt. Aus dem breiten Gefühlsspektrum, das den dauerhaften Dialog zwischen Mutter und Kind begleitet und dessen Reifungsprozess stimuliert, greife ich hier nur einen Affekt heraus, der in der Diskussion des Bindungsverhaltens meist vernachlässigt wird - die Angst um das Kind und die Angst des Kindes. Das Leben von Kindern ist ständig in Gefahr, ob durch Krankheiten oder Unfälle jeder Art. Wie könnte eine Mutter ohne ihre Besorgnis, ohne die ständig präsente, lebensnotwendige und lebenserhaltende Angst ihr Kind hundertfach vor Verletzungen und körperlichem Schmerz schützen und vor tödlichem Unglück bewahren? Kaum ein Mensch dürfte sich eine realistische Vorstellung davon machen, wie oft während der Kindheit sein Leben durch die angstgesteuerte Vorsicht der Eltern gerettet wurde.

In der bisher beschriebenen Reihe von Kräften, die die Eltern-Kind-Bindung bewirken, dürfte daher die Angst um das Leben des eigenen Kindes zu den fundamentalsten gehören. Wenn wir den unscharfen Begriff der elterlichen "Liebe" benutzen, um die Gesamtheit einer gelungenen Bindung zu erfassen, ist schwer bestimmbar, einen wie großen Anteil die Angst in ihr ausmacht. In jeder Eltern-Kind-Beziehung bilden Liebe und Angst eine unteilbare Einheit. Die Angst festigt die Bindung in ihrer spezifischen Form. In der frühen Kindheit ist sie vor allem auf die körperliche Unversehrtheit des Kindes gerichtet. Später erstreckt sie sich auf die seelischen, geistigen und sozialen Reifungsstufen. Dabei entstehen Zweifel und Fragen, die sich bis in alle Bereiche der späteren Lebensbewältigung der Kinder erstrecken. So werden Ängste und Sorgen, mal schwächer, mal stärker, zu ständigen

Begleitern der Eltern und zurren die Gefühlsfäden fester, die sie an die Kinder binden.

Umgekehrt erleiden Kinder, ob klein oder groß, diverse Ängste, die als immanentes Prinzip des Lebens in allen Situationen auftreten, in denen zur Weiterentwicklung neue Schwellen überschritten und unbekannte Aufgaben gelöst werden müssen. Ohne die Sicherheitsbasis der Eltern, ohne ihren Schutz, wäre das Kind all diesen Situationen hilflos ausgeliefert und verloren. So nimmt auch die angstgeleitete kindliche Abhängigkeit im Bindungsgefüge zu den Eltern einen elementaren Platz ein.

Alle bisher skizzierten Bindungsstränge verschmelzen zu einer unauflösbaren Einheit durch das, was die Psychoanalyse die Introjektion oder Verinnerlichung nennt. Gemeint ist ein komplexer Umwandlungsprozess, bei dem die Elternfiguren und alle mit ihnen gemachten Erfahrungen in die seelischen Strukturen des Subjekts eingebaut werden und dort als Elternobjekte oder Elternrepräsentanzen weiterleben. Selbst wenn wir es wollten – diese "guten" oder "bösen" inneren Objekte werden wir nie mehr los, weil sie zu einem Teil von uns geworden sind.

Aber auch hier gilt das Umgekehrte. Auch die Eltern verinnerlichen ihre Kinder, verwandeln sie zu inneren Bildern, die als kindliche Objektrepräsentanzen ein Leben lang wirksam bleiben und in den Gefühlshaushalt und das Verhaltensrepertoire der Eltern, je nach Voraussetzungen, in positiver oder negativer Weise steuernd eingreifen.

Erst wenn man diese anthropologischen Gesetzmäßigkeiten hinzunimmt, begreift man die Einmaligkeit, Tiefe und Unauflösbarkeit der menschlichen Eltern-Kind-Beziehung und auch die Tatsache, dass ein Abschied von den Eltern selbst über ihren Tod hinaus nicht möglich, sondern unendlich ist, wie auch ein Abschied von den Kindern, so erwünscht er in manchen Fällen sein mag, erst am Lebensende gelingt.

In der bisherigen Betrachtung der Bindungsvorgänge fehlt der Vater. Wie stellen sie sich für ihn dar? Hier sind Vorgriffe auf den folgenden Abschnitt über die Freiheit unvermeidbar.

Zwei Bilder aus der geschilderten Szene mit Maya sollen die weiteren Überlegungen veranschaulichen. Im ersten Bild ist sie eng an den Körper der Mutter geschmiegt, im zweiten knuddelt der Vater seine Tochter und wirbelt sie durch die Luft. Es sind genau die Bilder, die aus jeder Elternzeitschrift über elterliches Verhalten bekannt sind. Sie enthalten also etwas Typisches. Zur Verdeutlichung kann noch eine auf einer Liegewiese an einem Seeufer beobachtete Alltagsszene beitragen. Eine Mutter spielte dort, schon ungewöhnlich genug, mit ihrem etwa zehnjährigen Sohn Fußball. Während er gekonnt mit dem Ball jonglierte und treffsicher und scharf schießen konnte, trat sie ungeschickt gegen das Leder, das langsam und unschlüssig in eine unberechenbare Richtung trudelte. Objektiv war die Frau, möglicherweise eine alleinerziehende Mutter, kaum für die Deutsche Frauenfußballmannschaft geeignet. Aber man konnte mit ihr mitleiden, wie hilflos und resignierend sie die Arme sinken ließ, als ihr Sohn sie herumkommandierte und anblaffte: "Wie oft soll ich Dir noch sagen, dass Du den Ball genau so schießen musst, wie ich es Dir schon hundertmal erklärt habe!"

Was sagen die kurzen Szenen im Spiegel der Wissenschaft aus? Die Bindungsforschung unterscheidet zwischen einem Bindungsverhaltenssystem im engeren Sinn und einem Explorations-, zu deutsch einem Erkundungsverhaltenssystem. Das erste wird stärker der Mutter, das zweite dem Vater zugeordnet. Auch dessen Verhalten ist primär phylogenetisch erworben, also biologisch vorprogammiert und muss erst, wieder wie durch ein Wunder, durch die Aufforderungen des Kindes aktiviert werden. Spätestens mit dem Krabbelalter muss es sich aus der Symbiose mit der Mutter befreien und

beginnt, die Umwelt aktiv zu erkunden. Die Kleinkindforschung hat gezeigt, wie angstbesetzt und schmerzhaft dieser Trennungsprozess ist (Mahler u.a., 1978). Das Kind wird hinund hergerissen zwischen seinen Impulsen, die Nähe und Geborgenheit bei der Mutter zu erhalten und andererseits, sich von ihr abzulösen und damit seine Individuation einzuleiten. Dies beginnt bereits mit der Geburt, durch die das Neugeborene, um eine philosophische Metapher zu gebrauchen, "in die Welt geworfen" und zur Freiheit verurteilt wird. Für die Aufgabe, diese aktiv zu gestalten und sich die Welt zu erobern, und damit die Trennungskrise von der Mutter zu bewältigen, braucht das heranwachsende Kind einen Dritten - den Vater. Durch seine an diesem Punkt einsetzende Rolle entsteht das, was man in der Fachsprache als Triangulierung oder Dreiecksbildung bezeichnet (Abelin, 1975). Dabei hat der Vater zunächst die Funktion, die Trennungsängste des Kindes von der Mutter abzupuffern, indem es sich bei ihm anlehnen und Schutz finden kann.

Aber die Bedeutung des Vaters bereits im Laufe des ersten Lebensjahrs reicht weit darüber hinaus. Wenn mit dem Krabbelalter auch das Spielalter beginnt, schlägt für ihn die Stunde seiner väterlichen Berufung. Natürlich kann er auch mit seinem Kind zärtlich schmusen, aber in seinem Element ist er erst, wenn er das Erkundungsbedürfnis des Kindes fördern und in der Interaktion mit ihm gleichzeitig seinen eigenen motorischen Tätigkeitsdrang befriedigen kann. Gemeinsam bauen Vater und Kind mit Bauklötzen Türme und Häuser, später Burgen aus Sand, sie toben herum und balgen sich. Es sind in der Regel die Väter, die ihren Kindern die verschiedenen Sportarten beibringen. So fördern sie durch ihre "Spielfeinfühligkeit", wie sie die Fachsprache nennt, die forschende Neugier auf die Welt und den Eroberungswillen der Kinder und ermutigen sie dabei zu Wagnis, Risiko, Mut und Angstfreiheit. Auf diesem Hintergrund wird das Bild des Vaters, der seinen Säugling oder das Kleinkind hoch in die Luft wirft und mit sicheren Armen wieder auffängt, wobei zuschauenden Müttern meist der Atem stockt, zum Symbol seiner Funktion, das Kind in die Freiheit zu entlassen und ihm Sicherheit zu garantieren, wenn die Gefahren zu groß werden.

Die Angstlust des Kindes, die es dabei empfindet, drückt genau den Prozess aus, der zu seiner Autonomiegewinnung notwendig ist, nämlich immer wieder neue Angstschwellen bei der schrittweisen Aneignung der Umwelt zu überwinden und die Befriedigung und das Selbstvertrauen, diese Ziele erreicht zu haben.

Es ist klar, dass die Bindung, die durch die beschriebenen Interaktionen zwischen Vater und Kind zustandekommen, sich von der zur Mutter unterscheidet. Väter lieben anders. Aber, und das wird leider bei der Diskussion über Mutter- und Vaterfunktionen meist ausgeblendet, diese unterschiedlichen Bindungsmuster, die durch die Bindungs- und Spielforschung eindeutig belegt sind, erweisen sich unter normalen Bedingungen in idealer Weise als komplementär, d. h. sie ergänzen sich in der Befriedigung der kindlichen Bedürfnisse nach Bindung einerseits und Freiheit andererseits. (Petri 2004, 2007)

Pointiert könnte man aus dieser spannenden Wechselwirkung schließen, dass die Mutter durch ihre sehr frühe und biologisch verankerte Nähe zu ihrem Kind stärker den Pol der Bindung, der Vater stärker den der Freiheit repräsentiert. Denn ihm fällt die Funktion zu, eine zu enge Bindung an die Mutter zu lockern und dem Kind das Instrumentarium zu vermitteln, das es zur Bewältigung seiner Entwicklungs- und Lebensaufgaben benötigt. Diese sich ergänzenden Beziehungsmuster braucht das Kind bis ins junge Erwachsenenalter. Bis zur endgültigen Ablösung vom Elternhaus benötigt es sowohl die emotionalen Haltestrukturen der Mutter und die Möglichkeit, jederzeit in den Hafen ihrer Geborgenheit

zurückzukehren, als auch die vom Vater vermittelten Lebenstechniken und gesellschaftlichen Wertnormen für den Entwurf einer eigenständigen Existenz.

Die Freiheit

"Ich will endlich frei sein!" Der Ausruf meiner eingangs vorgestellten Patientin erfolgte, als ihr klar geworden war, dass ihre Autonomie in erheblichem Maß durch die ständige Rückversicherung der elterlichen Zuwendung und Unterstützung mitgetragen wurde. In einem weiteren Schritt erschloss sich ihr auch die Funktion der "Tanzlieder", wie sie die Transaktionsanalyse nennt, die das "innere Kind" in ihr durch sein nörgelndes und vorwurfsvolles Verhalten mit den Eltern aufführte; auch sie dienten in ihrer paradoxen Form dazu, sich der unerschöpflichen Liebe der Eltern zu versichern. Es handelte sich also um einen klassischen Abhängigkeits-Autonomiekonflikt, dessen dynamische Grundlage die mangelnde Ablösung vom Elternhaus mit einer nicht oder nur mangelhaft erreichten Freiheit bildet.

Was ist Freiheit im Kontext der Eltern-Kind-Bindung und wie kommt sie zustande? Im Zusammenhang des Themas kann folgende psychologische Definition einen vorläufigen Anhalt bieten: "Freiheit bezeichnet innerhalb des vorgegebenen Rahmens von familiärer Bindung und gesellschaftlicher Verantwortung die Möglichkeiten jedes einzelnen, seine Fähigkeiten optimal zu nutzen und über seine Lebensziele, Wertsetzungen und zwischenmenschlichen Beziehungen selbständig zu entscheiden." Aus der Definition folgt: nur in der Dialektik von Bindung und Freiheit entfaltet sich menschliche Existenz. Oder anders formuliert: Das Ideal der Freiheit schließt das Ideal der Bindung ein. In dem bereits zitierten mangelnden Forschungsinteresse am Freiheitsbegriff spiegelt sich eine verbreitete Wertung wider, nach der in der Eltern-Kind-Beziehung die Bindung ein weit höheres Gewicht besitzt als die Freiheit. Dadurch bleibt aber der Grundwiderspruch zwischen beiden Urmotiven letztlich unbegriffen und deswegen so schwer lösbar.

Die Aufgabe der Eltern, mit dem Widerspruch verantwortlich und tolerant umzugehen, gehört zu den schwersten Herausforderungen der Erziehung. Denn eine Auflösung des Widerspruchs gibt es nicht. Die einzige Lösung besteht in der Versöhung mit ihm.

Damit ist aber die Frage nicht beantwortet, wie Freiheit über das hinaus, was bereits im Zusammenhang der Vater-Kind-Bindung genannt wurde, entsteht. Erich Fromm, der sich wohl von allen Psychoanalytikern am ausführlichsten mit dem Freiheitsbegrifff in seinen psychologischen, philosophischen, religiösen und gesellschaftlich-politischen Dimensionen auseinandergesetzt hat, schreibt in seiner berühmten Arbeit "Die Furcht vor der Freiheit": "Je mehr das Kind heranwächst und sich von den primären Bindungen löst, um so mehr entwickelt sich bei ihm ein Suchen nach Freiheit und Unabhängigkeit" (Fromm, 1941, S. 234). An späterer Stelle spitzt er die Formulierung zu: "Die Beobachtung zeigt, dass der Kern einer jeden Neurose - wie auch der Kern einer jeden normalen Entwicklung – der Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit ist" (ebd. S. 321). Dabei geht er, wie er in einer späteren Schrift sagt, von einem "angeborenen Bedürfnis" aus (Fromm, 1961, S. 115), was mit dem im bisherigen Text formulierten "angeborenen Motiv" weitgehend überein-

Motive oder Motivsysteme basieren nach neuerer wissenschaftlicher Auffassung auf genetisch vorprogrammierten Anlagefaktoren, die jedoch zur Erreichung ihrer Ziele erst durch ständige Rückkoppelung mit der Umwelt (s. die Vater-Kind-Interaktion) und, oder durch die eigenen Triebkräfte

und Affekte angestoßen werden müssen, um die Weiterentwicklung voranzutreiben.

Auf die Frage, wie dies beim Motiv der Freiheit geschieht, hat René Spitz in seiner Untersuchung "Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation" die überzeugenste Antwort gefunden (Spitz, 1957). Zur Illustration seiner Theorie eignet sich besonders der Weltbestseller "Der Struwwelpeter" des Kinderpsychiaters Heinrich Hoffmann aus dem Jahr 1845 mit dem Untertitel "Lustige Geschichten und drollige Bilder für Kinder von 3 bis 6 Jahren". In Wahrheit sind es sadistische Geschichten und grausige Bilder, die deswegen die Leser, ob groß oder klein, anzogen, weil sie in karikaturistischer Übertreibung auf den Punkt brachten, was zur damaligen Zeit in der Erziehung noch als selbstverständlich galt – die Unterdrückung des kindlichen Eigensinns und die Bestrafung von "Kinderfehlern", wie sie zu der Zeit in der Fachsprache genannt wurden, mit den härtesten Mitteln. Hoffmann machte sich einen Spaß daraus, indem er mit der Moralkeule auf alles einschlug, was sich von Kindheit an dem Gehorsam und der Unterwerfung widersetzte: "Wer nicht hören will, muß fühlen"; "Strafe muss sein"; "Wer sein Kind liebt, züchtigt es". Kindern mussten rechtzeitig die "Flügel gestutzt" und der "Wille gebrochen" werden. Einer seiner Helden ist der "kerngesunde" "Suppenkaspar", der eines Tages aus ungeklärten Gründen seine Suppe verweigert. "Nein, meine Suppe ess ich nicht!" wiederholt er mehrfach mit Nachdruck. Die Strafe folgt auf dem Fuße. Er fällt derart vom Fleisch, dass er bereits "am fünften Tage tot" ist. Auch "Paulinchen" stirbt durch ihre Experimentierfreude mit dem Streichholz einen entsetzlichen Verbrennungstod. Dem "Daumenlutscher" werden vom Schneider "mit der großen, scharfen Scher" gleich beide Daumen abgeschnitten, ein Akt, der sich unschwer im Zusammenhang mit der damals verbreiteten Drohung der Kastration bei Übertreten des Onanieverbots deuten lässt.

Dieser Geist durchzog die Geschichte und prägte die Charaktere bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Hoffmann ahnte nicht, dass er mit seinen drastischen Erzählungen gleichzeitig das Kapitel der kindlichen Befreiung, der Auflehnung und Verweigerung aufgeschlagen hatte, des "Nein". als notwendige Grundlage menschlicher Willensbildung und Autonomie. Denn davon erzählen die Geschichten auch – vom Aufstand gegen Zwang und Ordnung, vom Widerstand gegen falsch verstandene Disziplin und von der Neugier und dem Recht auf eine eigene Meinung und eine selbstständige Erkundung der Welt. Auch wenn Hoffmann seine Helden scheitern lässt, haben seine kleinen Leser vielleicht mehr deren Mut, Kühnheit und ihren Trotz bewundert, als sich von ihrer Bestrafung einschüchtern zu lassen.

René Spitz war der erste, der mit seiner Analyse einen grundlegenden Entwurf über die anthropologischen und tiefenpsychologischen Wurzeln des "Nein" vorlegte. Er geht von der elementaren Erkenntnis aus, dass das sprachliche oder gestische Nein des Kindes als Ausdruck seines eigenständigen Willens und seiner Vorstellungen erst durch das Verbot der Eltern begründet wird. Etwa zwischen dem neunten und zwölften Lebensmonat lernt es, die Bedeutung ihres verneinenden oder verbietenden, seitlich gerichteten Kopfdrehens oder ihr sprachliches "Nein" zu begreifen und nachzuahmen, wie wir es bei dem heftigen Kopfschütteln von Maya gesehen haben, als sie sich aus der Umarmung der Mutter befreien will.

Spitz schreibt dazu: "Die aufrechte Fortbewegung, die das Kind gleichfalls in diesem Alter erwirbt, erweitert seine Autonomie sehr rasch, wodurch wiederum Verbote wie das "Nein, nein" der Erwachsenen immer häufiger werden und sich auf immer zahlreichere Situationen erstrecken. Auf diese Weise

lernt das Kind in dem tausendfach wiederholten Erfahrungsaustausch den Sinn der Verbote zu verstehen." (Spitz, 1957, S. 41f.) Aus psychologischer Sicht handelt es sich jedoch bei diesem Lernprozess um einen hochkomplexen Vorgang. Denn alle Ge- und Verbote sind naturgemäß mit Einschränkungen kindlicher Bedürfnisse und Antriebe verbunden. Solche unlustbetonten Versagungen erzeugen zwangsläufig einen inneren Konflikt zwischen dem Verzicht auf die eigenen Wünsche und dem unbedingten Drang, diese doch durchzusetzen. Zur Lösung dieses Konflikts bedient sich das Kind eines raffinierten Abwehrmechanismus, auf den sich Spitz, Anna Freud (1936) zitierend, bezieht - die Identifizierung mit dem Angreifer. Angreifer sind in diesem Fall die verbietenden Eltern. Indem sich das Kind mit ihnen identifiziert, schlägt es zwei Fliegen mit einer Klappe. Einerseits verinnerlicht es die Verbote und lernt, sich anzupassen und auf eigene Triebbedürfnisse zu verzichten. Andererseits erwirbt es durch die Identifizierung die Fähigkeit, durch Gestik, Mimik und Sprache selbst "Nein" zu sagen. Dabei bezieht es die aggressive Energie, die jedes Nein antreibt, aus seinen frustrierten Triebbedürfnissen und Affekten.

Mit dem ersten "Nein" schlägt die Geburtsstunde der kindlichen Willensbildung. So erzeugt erst das Verbot das Gegenteil von dem, was es bezweckt – den Widerstand. Denn das Nein ist von nun an zum Signal für Ablehnung und Weigerung geworden, die zur Erringung der Freiheit notwendig sind.

Spitz benutzt für diese anthropologische Dialektik zwar nicht ausdrücklich den Begriff der Freiheit, aber der Schlusssatz seiner Abhandlung ist unschwer in diesem Sinne zu verstehen: "Der bewußte Gebrauch des semantischen "Nein" für die Kommunikation ist der Weg zur eigentlichen Menschwerdung des Menschen" (ebd. S. 127).

"Nein, meine Suppe ess ich nicht!" Beim Übergang von der Passivität zur Aktivität bemüht sich das Kind, die Schwierigkeiten selbstständig zu überwinden, die sich ihm bei der Erreichung seiner Ziele in den Weg stellen. Der Suppen-Kaspar hat erkannt, dass er, einmal von der Mutterbrust entwöhnt, auch durch die tägliche Suppe nicht groß und stark wird, dass er feste Nahrung braucht, Brot und Fleisch, um sich gegen kräftigere Jungen wehren zu können, und um irgendwann einmal ein "richtiger" Mann zu werden. Von diesen Motiven angetrieben, schleudert er den Erwachsenen sein "Nein" entgegen, ohne dass er für immer ein kleiner suppenverwöhnter Junge bleiben würde.

Spitz fasst diesen Entwicklungsschritt wie folgt zusammen: "Die neue Autonomie beruht auf dem Selbstvertrauen, das dem Kind aus der Verwendung des "Nein" gegen den Erwachsenen erwächst; sie fordert gebieterisch den Gebrauch von Urteilskraft und Entscheidung für jegliches Handeln ... Daraus wiederum ergibt sich eine ausgedehnte Entwicklung, Bereicherung und Verstärkung der Ichsysteme, Ichfunktionen und Ichapparate." (ebd. S. 111) An späterer Stelle spricht er deshalb vom Nein als einem "Unabhängigkeitsmanifest" des Kindes (ebd. S. 119).

Leider reicht diese positive Interpretation, so Zutreffendes sie enthält, nicht aus, um die Bedingungen unserer vorläufigen Freiheitsdefinition einzulösen, nach der jeder Mensch seine Fähigkeiten optimal nutzen und über seine Lebensziele, Wertsetzungen und zwischenmenschlichen Beziehungen selbstständig entscheiden kann. Die Erkenntnisse der Psychoanalyse werfen die grundsätzliche Frage nach der Existenz von Freiheit im Rahmen menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns auf. Wieweit sind diese Kategorien durch unbewusste Motive, verdrängte Erlebnis- und Erfahrungswelten, unverarbeitete Verletzungen und nicht in ein reifes Ich integrierte Triebenergien und Affekte determiniert und machen Freiheit zu einem rein abstrakten Begriff? Wie stark tendieren

Eltern unter diesen psychischen Bedingungen und unter dem Einfluss ihres eigenen unverarbeiteten Kindheitsschicksals zu konfliktreichen Bindungen, die die Freiheit, die sie ihren Kindern gewähren, unwillentlich in Unfreiheit verwandeln? Gibt es unter all diesen Vorzeichen so etwas wie Freiheit der Entscheidung, des Willens, der Wahl, die Freiheit zur vollen seelischen, geistigen und sozialen Entfaltung der eigenen Persönlichkeit?

Wurde mit der Renaissance und Aufklärung die Freiheit des Individuums in glühenden Tönen gefeiert, machte sich mit der Erforschung des Unbewussten und seiner Determinierung menschlichen Verhaltens eine tiefe Ernüchterung breit. Für Freud selbst war diese Determinierung so selbstverständlich, dass er sich mit dem Phänomen der Freiheit kaum auseinandersetzte. Für ihn war sie schlicht eine Illusion, die Menschen sich machen, weil sie an dem Glauben festhalten, frei über ihre Wünsche und Handlungen entscheiden zu können. In einer seiner "Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" bescheidet er seine Zuhörer mit den Bemerkungen: "Sie haben eben die Illusion der psychischen Freiheit in sich und mögen auf sie nicht verzichten. Es tut mir leid, dass ich mich hierin in schärfstem Widerspruch zu Ihnen befinde." (Freud 1916, S. 42)

Erich Fromm hat sich in einer seiner späteren Schriften "Die Seele des Menschen" mit dem schwerwiegenden Vorbehalt des Determinismus auseinandergesetzt. Auch er geht wie Freud von der "realistischen und einleuchtenden Auffassung" aus, "daß der Mensch nicht die Freiheit der Wahl habe, daß seine Entscheidungen an jedem beliebigen Punkt von früheren äußeren und inneren Ereignissen verursacht und determiniert seien". Als Beispiel führt er aus: "Hat nicht die Psychoanalyse gezeigt, daß ein Mensch, der sich nie aus seiner Mutterbindung gelöst hat, unfähig ist, selbständig zu handeln und zu entscheiden, daß er sich schwach fühlt und in eine stets wachsende Abhängigkeit von Mutterfiguren hineingetrieben wird, bis es für ihn keine Umkehr mehr gibt?" Aber schon in den folgenden Passagen relativiert er den einseitigen Determinismus und spricht von der Möglichkeit einer Veränderung durch die Fähigkeit des Menschen, "sich die Kräfte bewußt zu machen, die ihn sozusagen hinter seinem Rücken antreiben, und auf diese Weise seine Freiheit zurückzugewinnen." Fromm 1964, S. 248f.)

Fromm betont jedoch immer wieder, wieviel Wille, Kampfbereitschaft, Aktivität und Auflehnungsgeist notwendig seien, um durch die Bewusstmachung der uns prägenden Kräfte die Ketten abwerfen zu können, die uns an der Entwicklung eines autonomen Selbst hinderten. An diesem Punkt trifft seine Auffassung sehr eng mit der von René Spitz zusammen.

Die bisherige Darstellung hat deutlich machen können, dass Freiheit in ihrer psychologischen Dimension ein relationaler Begriff ist, der unbewusste Bedingungen innerpsychischer und zwischenmenschlicher Befindlichkeiten erfasst, die in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen. Diese Definition der Freiheit macht die erste nicht entbehrlich; aber sie erweitert sie um einen intersubjektiven Ansatz, der die unbewussten Kommunikationsstrukturen und deren Auswirkungen mit berücksichtigt.

So können sich die Möglichkeiten der psychischen Freiheit ebenso von Generation zu Generation tradieren wie die zu seelischem Leiden und Krankheit führende Unfreiheit. Im letzten Fall lässt sich der Kreislauf nur durch die Bewusstmachung der in die Unfreiheit mündenden Mechanismen im Beziehungsgefüge zwischen Eltern und Kindern unterbrechen. Deshalb fällt den Eltern die Aufgabe zu, die Zwänge und Tabus so weit wie möglich aufzudecken, die sie in ihrer eigenen Entwicklung eingeschränkt haben. Nur so können sie

auch den Kindern ein größt mögliches Maß an Freiheit erhalten. Und die erwachsenen Kinder werden durch die bewusste Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte genügend Widerstandskraft mobilisieren müssen, um dem Schicksal ihrer Eltern zu entgehen, eigene Freiheit zurückzuerobern, und ihren eigenen Kindern zur freien Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu verhelfen.

Von hier aus erschließt sich in einer Kurzformel auch der Unterschied zwischen Autonomie und Freiheit. Autonomie ist nicht das selbstverständliche Produkt "sicherer" Bindungsvoraussetzungen. Sie ist nur das Ziel, aber Freiheit der Weg, auf dem sie mühsam gegen intrapsychische Widerstände, familiäre Grenzen und kulturelle Einschränkungen erkämpft werden muss. Ohne das "konstruktive Nein" (Földy, Heidack, 2000) lassen sich die antagonistischen Kräfte in der elementarsten Beziehung unseres Lebens nicht versöhnen.

Literatur

Abelin, E.L.: Some further observations and comments an the earliest role of the father. Int. J. Psycho-Anal. 56, 1975, 293–302.

Ainsworth, M.D.S.: Feinfühligkeit versus Uneinfühligkeit gegenüber den Mitteilungen des Säuglings. In: Grossmann, K.E., Grossmann, K. (Hg.): Bindung und menschliche Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta 2003, S. 414-421.

Bowlby, J.: Über das Wesen der Mutter-Kind Bindung. Psyche 13, 1959, 415–456.

Dornes, M. (1993): Der kompetente Säugling. Frankfurt/M.: Fischer 1997.

Eibl-Eibesfeldt, I. (1967): Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung. München: Piper 1999.

Földy, R., Heidack, C. (Hg.): Die Kultur der Verweigerung. Das konstruktive Nein. Böhlau, Wien, Köln, Weimar 2000.

Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. München: Kindler 1964.

Freud, S. (1916): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW, Bd. XI. Frankfurt/M.: Fischer 1944.

Fromm, E. (1941): Die Furcht vor der Freiheit. GW, Bd. 1, Stuttgart: DVA 1980.

Ders. (1961): Es geht um den Menschen. GW, Bd. 5, Stuttgart: DVA 1980.

Ders. (1964): Die Seele des Menschen. GW, Bd. 2, Stuttgart: DVA 1980.

Grossmann, K., Grossmann, K.E.: Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta 2004.

Hoffmann, H. (1845): Der Struwwelpeter. Stuttgart: Loewes Verlag Ferdinand Carl o. J.

Mahler, M.S., Pine, F., Bergmann, A.:Die psychische Geburt des

Menschen. Frankfurt/M.: Fischer 1978.

Petri, H.: Väter sind anders. Die Bedeutung der Vaterrolle für den

Mann. Stuttgart: Kreuz 2004.

Ders.: Bloß nicht zu viel Liebe. Eltern und Kinder zwischen Bindung

und Freiheit. Kreuz, 2007. Sölle, D.:Die Wehen der Geburt. In: Schulz, H.J. (Hg.): Schmerz. Freiburg: Herder 1998.

Spitz, R.A. (1957): Nein und Ja. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Stuttgart: Klett 1970.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. med. Horst Petri Nervenarzt, Arzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychoanalytiker Carl-Herz-Ufer 27 10961 Berlin